Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 3 (1929)

Artikel: Auenwaldfahrten
Autor: Siegrist, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571279

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auenwaldfahrten

Alte Buchen tragen die Runen aus ihrer Jugendzeit. Uns prägen sich starke Eindrücke aus der Kindheit ein.

Zwei frühe Jugenderinnerungen sind es, die in frohen, wie ernsten Stunden in mir auferstehen.

Ein Pfirsichbäumchen in rot leuchtender Blütenpracht mit einem alten, wackeren Großväterchen unter der Baumeskrone. Ringsum schwellend grünender Frühling mit unendlich weitem, tiefblauem Himmel. Diese Welt machte mich glücklich, ich fühlte mich eins mit ihr. Das alte Männlein gefiel mir, obwohl seine Erzählungen anders waren, als die der meisten Leute. Ich fühlte, daß er gestritten für Recht und Gerechtigkeit, und sonniger Idealismus strahlte aus seinem Wesen.

Großväterchen nahm Abschied. Mit seinen kurzen Schritten zog er über die weite Wiese, Millionen gelber Blumenkörbchen um ihn herum, Millionen leuchtende, irdische Sternlein, ein jedes die schöpferische Frühlingssonne wiederspiegelnd.

Der Frühling kehrte wieder, Großväterchen nie mehr. —

Herbst. Frostige, feuchtneblige, früheste Werktagsmorgen. In den Arbeiterhäusern leuchteten dumpf die Oellampen auf. Wenig später marschierten Menschen in Eilschritten zur Fabrik; marschierten, wie mechanisiert, in einförmig raschem Takt, als wären selbst ihre Bewegungen durch die Maschine beherrscht. —

Man sagt, daß starke Eindrücke in der Kindheit von Einfluß sind auf die spätere Entwicklung eines Menschen. Es scheint so zu sein. Richtiger aber ist, zu beachten, daß eine ganz bestimmte Veranlagung schon im Kinde vorhanden sein muß, damit ihm gewisse Erscheinungen Eindruck zu machen vermögen. So ging es mir. Wie oft wurde ich von ähnlichen Bildern, wie die zwei genannten, ergriffen und unwiderstehlich in ihren Bann gezwungen!

Besonders waren es die wildromantischen Auenwälder der herrlichen Aare, die mich früh gefangen nahmen und denen ich für alle Zeiten zugetan bin.

Von diesen Wäldern will ich erzählen.

Der erste Besuch im Auenwald.

Knaben vom Lande wußten früher nicht viel vom Reisen. Aber am Examennachmittag, bevor es abends zum Tanze ging, da nahmen die Lebhafteren den Wanderstab und zogen stolz fürbas. Eine alte Burg, eine Ruine, aus der man zur Erinnerung Gesteinssplitterchen und Mörtel mitnahm, eine große Stadt, ein See, ein Fluß mit Brücken und Schiffen war unser Ziel. Auf alle Fälle mußte die Reise romantisch sein, und manchmal kam auch irgend etwas Unerlaubtes dazu, doch war das stets ganz harmlos!

Man erzählte, die Knaben der Stadt Aarau hätten in der Nähe einen großen Wald, der fast undurchdringlich sei. Hopfen und Nielen wüchsen als Schlinggewächse wie tropische Lianen windend an Weiden und Erlen empor.

Ein Urwald! Gewiß hat es auch Schlangen und wilde Tiere! Die lebhafteste Indianerphantasie war erwacht. Besonders wichtig war noch der Umstand, daß nach allfälligen Kämpfen mit den Ureinwohnern an Ort und Stelle die Friedenspfeife geraucht werden könne, weil alte, trockene Nielen sich dazu vorzüglich eignen sollten.

Die Nacht vor dem Examen schlief ich unruhig, obwohl ich keinen Augenblick an die Klippen und Gefahren einer Schulprüfung dachte. Ich hatte ein brennendes Reisefieber.

Am Morgen gelang der Aufsatz aufs Beste, wie der Inspektor sagte, die vier Rechnungen waren falsch, aber Französisch beherrschte ich wieder, da ich notwendig die Fremdsprache im Urwald zu gebrauchen gedachte.

„Seht wie die Knospen sprießen —", so zogen unser fünf

Altwasser der Aare

dem Bache nach abwärts, bis wir zur Aare kamen. Hier rasteten wir und vertilgten unsere Examenweggen. „Hei, wenn wir weiter könnten, flußabwärts, an den Rhein, auf dem ungeheuren Strom an's Meer! Sicher ist: Heute sind wir an der Aare, das nächste Mal am Rhein!"

Nie gehörte Vogelstimmen lockten uns in Gebüsch und Wald des Flußufers hinein. Schau dieses wunderbar klare Wässerlein mit den riesigen Schilf- und Schwertlilienbeständen! „Bachbumbele" mit doppelt so großen Blüten als bei uns. Und diese spitzigen Blätter, da gibt es gewiß die „Kanonenputzer" im Herbst!

Nun standen wir mitten im Sumpf. Ich weiß nicht mehr, wie es gekommen war, daß es uns schien, ein Vorwärts- oder Rückwärtsgehen sei ganz unmöglich. Schwingender, bebender, verräterischer Sumpfboden neben und hinter uns. Vor den Augen aber murmelte zufrieden und unbekümmert um das Schicksal der Urwaldabenteurer das tiefe, klare Wasser eines alten Flußbettes. Wir hielten uns fest an den Aesten eines Weidengebüsches und überlegten.

Im Gießen sah ich das Gesichtlein unseres Benjamins sich spiegeln. Wie still und besorgt war es geworden! Er bekannte mir später, sein Gedanke an die Mutter, der er an diesem Tage ohne Erlaubnis davon gelaufen war, habe ihn trauriger gestimmt als alle Todesangst.

„Den kategorischen Imperativus fand,"
„Das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant!"

Wie hatten wir am Morgen noch stolz diesen Imperativ „aufgesagt" und waren jetzt so kleinmütig beim Konjunktiv gelandet: „Hätten wir ein Schifflein, — hätten wir nur ein Brett, — hätten wir schließlich ein Seil, um es auf die Erle am andern Ufer zu werfen, wir könnten dann sicher uns daran hinüberschwingen!" Zum Ueberfluß erschien im Wasser mit kühn emporgerichtetem Kopfe züngelnd und funkelnden Auges eine

Schlange. Angriffslustig und riesengroß schien sie uns zu sein, denn weiter und weiter pflanzte sich die pendelnde Schwimmbewegung im Wasser fort, ohne daß ein Ende sichtbar wurde. Damit war auch der Gedanke, wir könnten unsere bescheidene Schwimmkunst hier auf die Probe stellen, restlos aufgegeben.

Ein Johlen, wie Indianergeheul, erhallte von drüben. Schädel wurden sichtbar im Gebüsch. Stöcke fuchtelten über dem Wasser. Sie schienen die Schlange in die Flucht geschlagen zu haben.

Oh Glück, die Köpfe sahen nicht fremdartig aus, sie gehörten Buben, wie wir waren. In unverfälschtem Aarauer Gassenbubendeutsch riefen sie uns zu: „Hebet die chäibe Ringelnatter!" Die aber war bereits davon.

Die Aarauer kamen näher, und freudig erkannten wir, daß sie uns nicht kriegerisch gesinnt waren. Sie nahmen sogar kameradschaftlich Anteil an unserer dummen Lage. Ohne lange zu beraten, erkletterte einer die erste schlanke Weide und begann, im Wipfel angelangt, zu schaukeln. Bald schwang er hoch oben mitten über dem Wasser, dann schnellte er zurück in die benachbarten Baumkronen, um mit neuem Anlauf, unterstützt durch seine beiden Kameraden, nach einigen Schwüngen bei uns zu landen. Wir hatten den Sinn der Uebung erfaßt.

Fröhlich lachend stellte der Aarauer sich neben uns hin, und erklärte kurz und bündig: „So Binggeli, jetzt darfst du zerscht is Luftschiff, heb di fest, söst gheischt i d'Underwält!" Der erste Flug war gelungen. Die nunmehr gebogene Weide konnte vom andern Ufer aus niedergedrückt werden zu dreimaligem Wurf. Zuletzt aber mußten der Aarauer und ich an dem müden Weidenstämmchen, das nicht mehr hochschnellen wollte, hinüberhangeln und klettern.

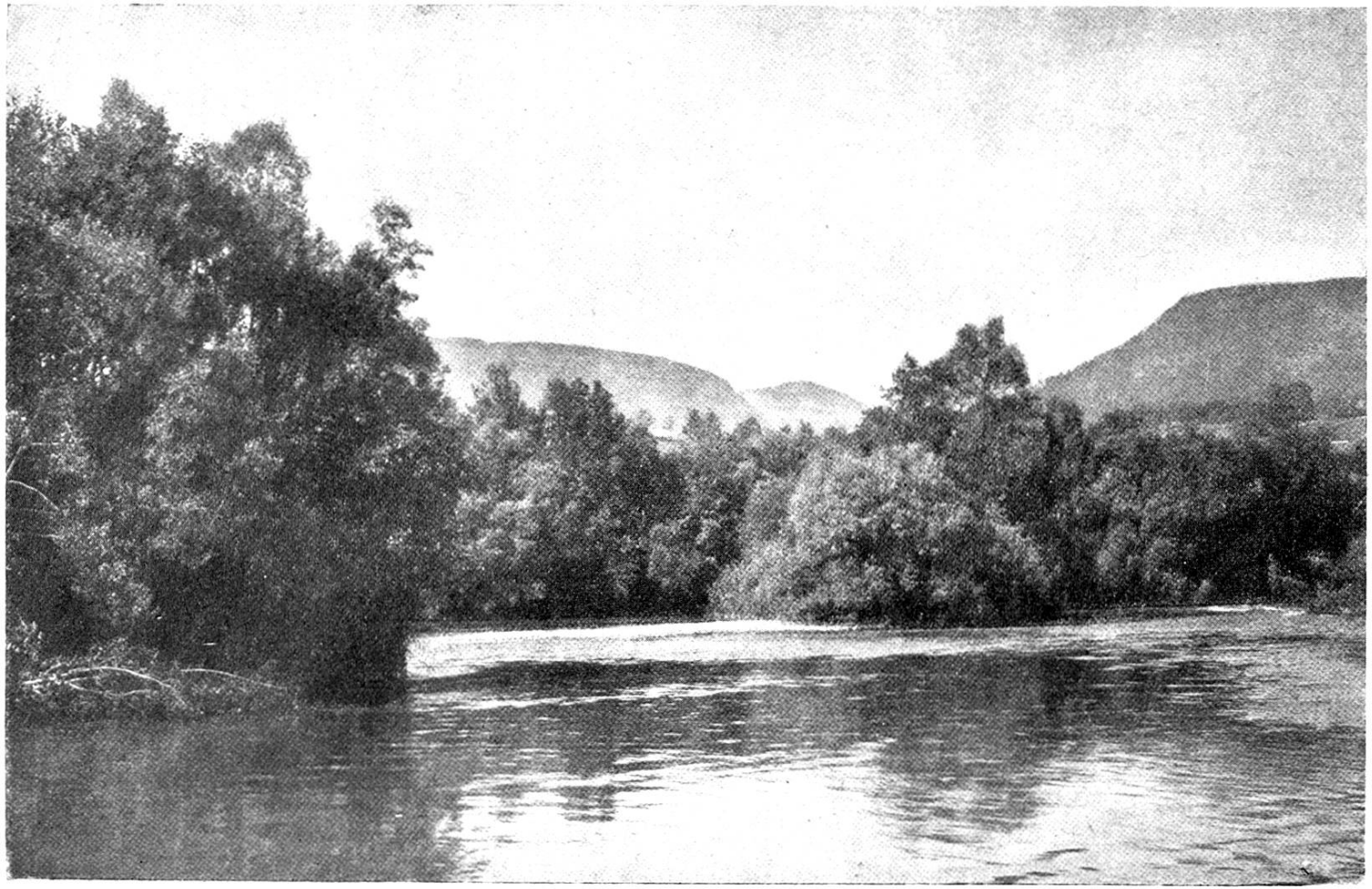
Freude am Leben hatte unseren Kleinmut jetzt besiegt. Unter fachkundiger Führung schlichen wir auf kaum sichtbaren Wild-

pfaden mitten in den Urwald hinein. Hier stand die Hütte der Indianer von Aarau. Ringsum Lager aus Zweigen und Moos, in der Mitte eine Kochstelle, an der Wand eine Schlangenhaut und ein Ochsenhorn! Ein besonderer Feinschmecker — er ist ein berühmter Koch geworden — machte uns bekannt mit Morchelbraten. Während wir noch in ländlicher Unschuld staunten ob all der Herrlichkeit, sog in einer Ecke ein bleiches Büblein bereits an seinem Nielenstengel. Bald rauchte ein jeder. Hei, wie das biß auf der Zunge! Wie der Rauch manchem das Wasser in die Augen trieb! Wenn ich an die Mahnung wohlmeinender Erwachsener denke, man müsse überwinden können, dann muß ich sagen, daß wir in dieser schrecklichen Stunde viel leichter den scharfen Glimmstengel weggeworfen hätten, als ihn fertig zu rauchen; aber Urwaldsitte verlangte Ueberwindung in unserem Sinne. Zu weiteren Forschungen waren wir aber nicht mehr aufgelegt.

Wir zogen der Stadt entgegen, und die Aarauer zeigten uns, wo man am billigsten und sichersten die verbrannte Zunge kühlen könne. Die Examenbatzen reichten hin, um die uns gebotene Gastfreundschaft wett zu machen. In „gehobener Stimmung" schlossen wir Freundschaft. Auf dem Distelberg nahmen unsere Stadtkameraden Abschied.

Der Tag nahm für uns ein böses Ende. Wohl wurden die jungen Wanderer trotz ihren schmutzigen Schuhen und Kleidern mit Freude und Hallo auf dem Tanzboden begrüßt. Aber ach! Diese Wärme im Tanzsaal, diese unseligen Dünste einer zivilisierten Nation: Von Singen oder Tanzen konnte für uns keine Rede sein.

Des Müllers Mathias, ein feinfühliger, ewas älterer Kamerad hatte unsere Lage erkannt: „Kommt mit euern Mühlerädern im Kopf zu mir heim, dort könnt ihr sie zu den andern tun!" Er gab uns kühle Aepfel zu essen, die Magd kochte einen Thee. Beim plätschernden Wasser am großen Rad



Verschwundene Schönheiten in der Telli bei Aarau

wurde uns wieder wohlgemut. Die Tänzer lärmten heimwärts, und still gingen auch wir. —

Ich hatte an jenem Abend meinen ersten „Besen" verloren. — —

Mehr Dinge gibts im Himmel und auf Erden,
als eure Schulweisheit sich träumen läßt.

So ungefähr empfand unsere Klasse, wenn der Professor der Naturgeschichte nur das gelten lassen wollte, was der Mensch zu beweisen imstande ist. Eine regelrechte Krisis aber entstand, als er uns die Existenzmöglichkeit von Irrlichtern glattweg bestritt. Zwar gab es Schüler, die sicher glaubten, solche geheimnisvolle Lichtlein schon gesehen zu haben. Das half nichts. Die Grenze der Erkenntnisse unseres Professors war oberstes Gebot. Eine derartige Einstellung eines Wissenschafters erscheint mir heute ganz unbegreiflich. Sie erweckte auch in den jungen, kritisch veranlagten Gemütern großes Erstaunen und trug nichts zur Förderung der wissenschaftlichen Autorität dieses Herrn bei. Diejenigen aber, welche sich nach einer Erklärung ihrer Wahrnehmungen gesehnt hatten, waren enttäuscht und gekränkt zugleich.

Wer Lebenskraft besitzt, läßt sich durch solche Vorkommnisse nicht entmutigen. Er wird auch nicht, wie ein wehleidiger Kranker, sein Leben lang bei jeder Gelegenheit mit solchen Enttäuschungen hausieren gehn.

Aus all dem, was ich gelesen und gehört hatte, stand für mich fest, daß es Irrlichter gibt. Der Widerspruch des Professors hatte daher zur Folge, daß ich mir vornahm, nicht zu ruhen, bis ich selber die umstrittene Naturerscheinung gesehen hätte. Und, um es vorweg zu nehmen, ich habe zweimal in meinem Leben sie gesehen, zuerst über sumpfigen Auen der Aare, an einem milden Sommerabend, dann zur Frühlingszeit, bei warmem, föhnigem Wetter, gegen 9 Uhr abends, am

Westhang eines Berges im Hügelland. Die Erscheinung war jedesmal so klar und deutlich, daß eine Täuschung ausgeschlossen ist. — — —

In diesem Alter boten mir die Wälder der Aare nicht mehr bloß romantischen Reiz. Ich hatte mich bereits entschlossen, Naturwissenschaften zu studieren. Während mich das Einzelwesen der Vegetation wenig kümmerte, fesselte umso mächtiger das natürliche Zusammenleben in der Pflanzenwelt. Und wenn ich Ursachen des Werdens, Seins und Vergehens auf den Grund zu kommen suchte, dann empfand ich eine tiefe Entdeckerfreude.

Jahre lang durchwanderte ich die Auenwälder; stets waren sie mir ein unentwirrbares Durcheinander. Das geht jedem so. Heute noch erklären mir alte Freunde der Flußlandschaften, es sei ihnen unbegreiflich, daß man neue wesentliche Beobachtungen aus diesen, im Grunde genommen eintönigen Vegetationsgebieten schöpfen könne. Gewiß, die Arbeit war nicht leicht!

Wenn an gewitterschwülen Tagen an der Sonne die Bremsen, im Schatten Millionen von Stechmücken derart hausten, daß ohne Handschuhe und ohne Tabakqualm an ein Notizenmachen nicht zu denken war, dann flüchtete ich mich bisweilen auf die verlockende Habsburghöhe und sann darüber nach: „Wie kannst du nur!" Dieser Zustand dauerte aber nicht lange. Ich mußte immer wieder hinein in den gigantischen Kampf, der sich unter den Bewohnern der natürlichen Pflanzengesellschaften des Uferwaldes abspielt.

Das erste Pflänzchen, das auf kiesigsandiger Bank sich einwurzelt, hat den Kampf mit den Fluten zu bestehen. Da ist es besonders eine Grasart, der Windhalm, der in großen, sandfangenden Bülten, halb im Wasser, halb auf dem Trockenen seine Wohnstätte hat. Er gestaltet die unfruchtbare Kiesbank in eine mit tiefem Sandboden ausgestattete Rasenfläche um. Dann aber ist seines Bleibens nicht mehr. Andere Grasarten dringen erobernd und siegend in den Bestand ein, bis schließlich auch sie im

Schatten aufwachsender Weiden und Erlen untergehen. Dieser Wechsel der Generationen von Pflanzengesellschaften findet schließlich einen vorübergehenden Abschluß im Erlen-Auenwald, in welchem die ehemaligen Grasbestände durch schattenliebende Arten ersetzt sind: unübersehbare Flächen weißer und gelber Anemonen, Lungenkraut und Aronsstab.

Anders ist die Sukzession der Gesellschaften auf der trockenen Kiesbank, die vor Jahrzehnten durch ein ungestümes Hochwasser abgesetzt worden ist. Von einer mageren Moosvegetation aus geht die Entwicklung über einen Trockenrasen-Burstgrasbestand zum Föhrenwäldchen und schließlich zum Mischwald.

Die stillen, verträumten Altwässer mit ihren reizenden Vergißmeinnichtblauäuglein und den zierlichen, balsaminenähnlichen, gelben Rührmichnichtan, dem großen weißen, akonitblätterigen Hahnenfuß aus den Voralpen am Ufer, mit den zartlilafarbenen Blüten der Wasserfeder und den gelben, insektenfangenden Wasserschläuchen mitten im klaren Tümpel, in dem sich die Silberweiden und Pappeln in erhebender Schönheit spiegeln, auch sie sind vergänglich. Die steife Segge setzt ihre Bülten plump und fest, wie Elephantenfüße in's Wasser hinein, umsäumt von unermeßlichen Schilfbeständen, von Gruppen gelber Schwertlilien und schwarzbrauner Rohrkolben. Das Wasser „verlandet" allmählich. Es entsteht ein Auenwald oder sein feuchterer Bruder, der Bruchwald, aus Weiden und Erlen.

Als ich die ersten bescheidenen Einblicke in diese Entwicklungsvorgänge tat, lebte man in einer Zeit, da sich die pflanzengeographischen Monographien hauptsächlich auf die Beschreibung der Zustände in der Pflanzenwelt beschränkten, als wären sie stationär. Ich empfand das Bedürfnis, von dieser Untersuchungs- und Darstellungsweise mich loszumachen und zu versuchen, das ganze Leben der mannigfaltigen Ufervegetation vom Gesichtspunkt der Entwicklung aus zu studieren.

Entwicklung, nicht Stillstand!

Darum zog ich neuerdings aus, die Erscheinungen der Pflanzenwelt restlos auf die Frage zu prüfen: Wie kam dieses Wäldchen von Weiden, diese Erlenau oder jener Mischwald hieher?

Es galt, Zufälligkeiten der Besiedelung gegen die Ursachen und ihre Wirkungen abzuwägen. Das ist nicht leicht. Wie manches Jahr stand ich fragend vor der Tatsache, daß hier ein reiner Bestand aus Weiden, daneben aber eine Erlenau sich fand! Die Beschaffenheit des Bodens konnte der Grund der Verschiedenheit nicht sein, denn der Boden war an beiden Orten gleich. Eines Tages erkannte ich, wie mir heute scheint, eigentlich fast unvermittelt, daß auch für diese Erscheinung die Ursache in genetischen Zusammenhängen zu suchen war. Kurz gekennzeichnet liegen die Verhältnisse ungefähr folgendermaßen:

Weiden- und Erlenbestände sind meistens verschieden alt. Gewöhnlich gehören die Weiden zu den Erstansiedlern. Später gesellen sich auch Erlen hinzu. Die Weiden sind Lichtpflanzen, während Erlen reichlich Schatten zu ertragen vermögen. Wachsen beide Arten nebeneinander auf, wie das bei natürlicher Vegetationsentwicklung, aber auch nach Kahlschlag regelmäßig der Fall ist, dann unterliegen allmählich die Weiden, während die Erle Siegerin wird. So verstehen wir, daß auf Neuland, dem Fluß entlang, fast überall Weidenbestände anzutrefffen sind, während auf älteren Böden, landeinwärts, Uebergänge zum Erlenwald und schließlich fast reine Erlenauen vorherrschen. Das ist nur ein Beispiel von Dutzenden.[1]

---

[1] Es wäre nicht möglich, im Rahmen obiger Darstellung auf die mannigfaltigen und interessanten Pflanzengesellschaften mit ihren Sukzessionen einzugehen. Wer diese Probleme eingehender zu betrachten wünscht, sei verwiesen auf die „Mitteilungen" der Aarg. Naturforschenden Gesellschaft, Heft XIII 1913, XVII 1925, XVIII 1928.

Je enger ich mich mit der Natur der Auen verband, umso schöner und klarer offenbarte sie sich. Im Süden Frankreichs hatte ich gelernt, im Freien zu nächtigen. Das tat ich auch hier. Gelegentlich gesellte sich ein Kamerad zu mir, lange hielt

Junge Weidenau auf den Sandbänken oberhalb Aarau
bei Niederwasser, davor die Pionierrasenbülten.

es aber keiner aus, denn tagsüber verursachte die Verarbeitung der Beobachtungen viel Mühe, Essen und Trinken war Nebensache und an keine Zeit gebunden. Abends zündeten wir im Wald ein Feuer an, um, wenn sonst nichts zu essen mehr sich vorfand, eine alte Brotschnitte im Fett zu dünsten. Gelegentlich kochten wir Flußwasser, das wir als einziges Getränk zu schlürfen hatten. Vor Eintritt der Dämmerung erstellten wir auf trockenem Boden, abseits des Auenwaldes, meist unter kleinen Tannen unsere Liegestätte, so daß sie

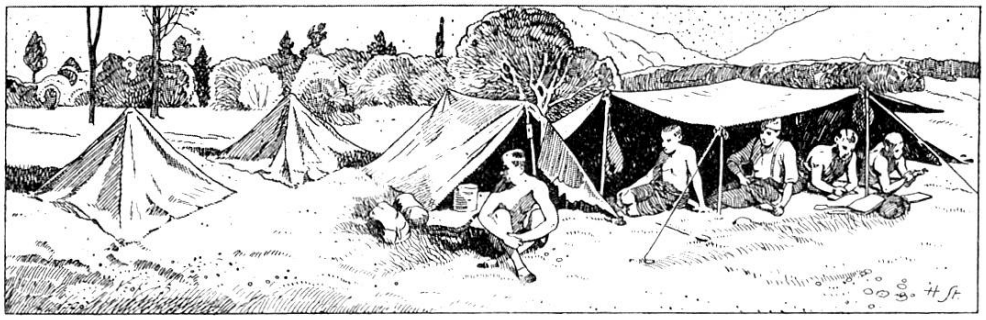
vom Lagerfeuer aus leicht zu finden war. Nie durften Feuer und Nachtlager beisammen sein, da ein Schlafen der Stechmücken wegen unmöglich gewesen wäre. So aber wurden sie vom Feuer angezogen. In einem günstigen Moment eilten wir

Überschwemmter Auenwald.

zum Wigwam. Die Mücken waren genarrt, blieben zurück und ließen uns meist in Ruh. War die Luft mild, dann diente der Rucksack als Kopfkissen, war es kälter, als Fußsack.

Ein verspäteter Vogelsang und das Rauschen des Flusses als Schlaflied, den Erdboden unter dem Rücken, leicht bewegte Baumkronen und den Sternenhimmel über sich, das ist ein Nachtlager, um das ein jeder zu beneiden ist, der nach überstandenen Strapazen zu Haus in molligem Bett Abwechslung finden kann.

Wenn beim Morgengrauen ein Frösteln den Gliedern entlang dem Rumpf zu zitterte, dann war es Zeit, aufzustehen. Ein Bad im Fluß gab die nötige Erwärmung und Erfrischung zugleich. —



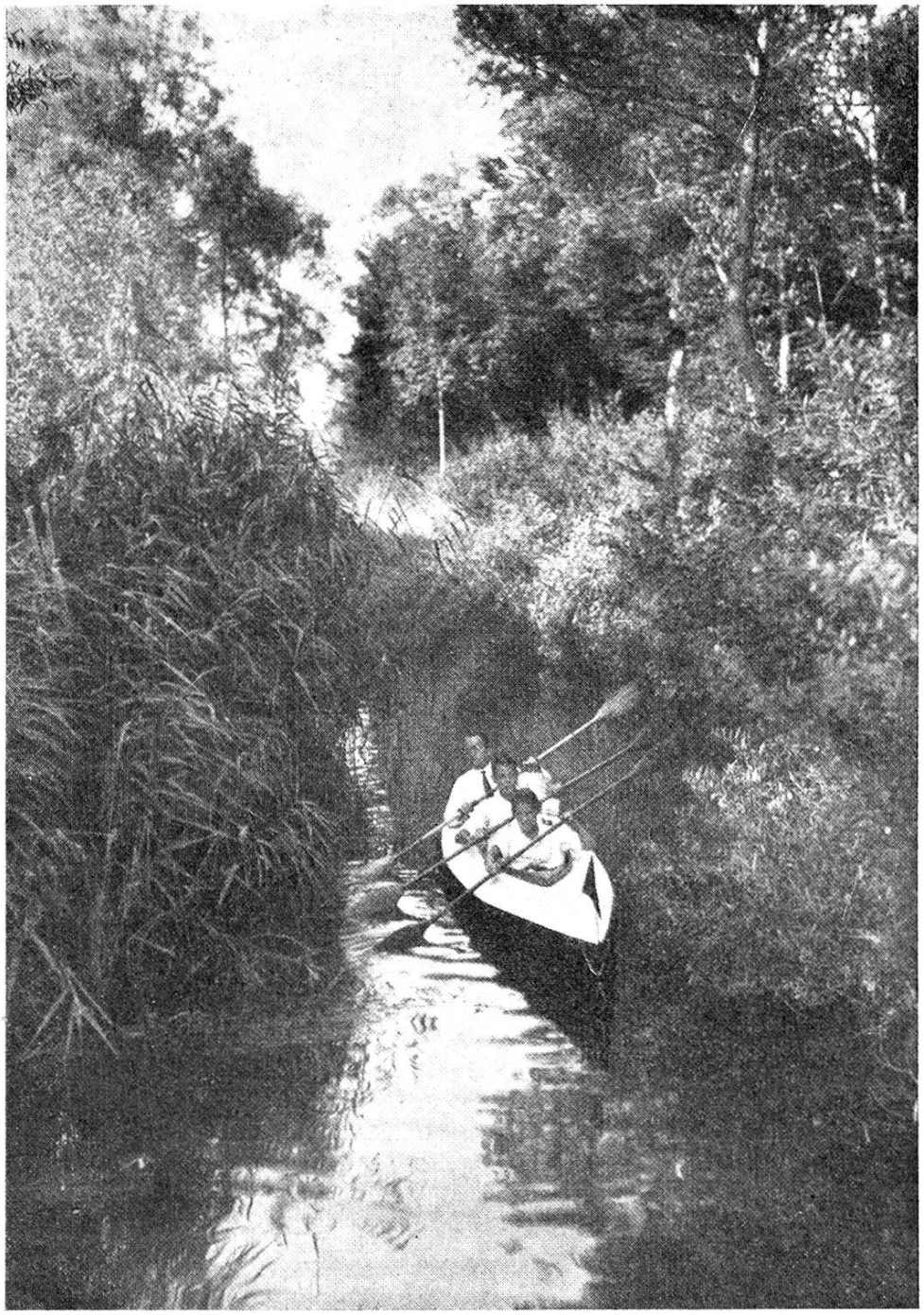
Bei Kälte werden kleine Zweierzelte gebaut — Der Koch im Sonnenbad — Arbeit und Muße im Feldlaboratorium

Derartige Aufenthalte im Freien hatten ein Einfühlen und Vertrautwerden mit den Vorgängen in der Natur zur Folge. Wohl häuften sich beim Studium der mannigfaltigen Vegetationsbilder neue Fragen und Probleme; aber anderseits hoben sich die Reihen der Vegetationsentwicklung immer klarer ab. Selbst wo der Pflanzenwuchs während vieler Jahre stationär ist, zeigen sich deutliche Hinweise nach dem „Woher? und Wohin?" einer Pflanzengesellschaft. Die Abklärung der vielen Entwicklungsmöglichkeiten, Sukzessionen in der Vegetation, sowie die Erforschung der dabei wirksamen Hauptfaktoren gehört heute zum Vornehmsten der pflanzengeographischen Untersuchungen.

Mit Kajak und Zelt im Reiche verborgener Naturschönheiten.

Tausendmal stand ich am Ufer der herrlichen Auengewässer mit dem sehnlichen Begehren, die Schönheiten der Landschaft, die Unberührtheit und Urnatur der üppigen Pflanzenwelt vom freien Wasserspiegel aus betrachten zu können. Es mußte daher so kommen, daß ich schließlich mit Boot und Zelt in bisher verborgene Schilfgestade eindrang und im Reiche Erlkönigs landete.

Wer noch nie im kleinen Boot mit leichten Ruderschlägen durch die stillen Flußarme und die Rohr- und Weidenumsäumten Gießen paddelte, der macht sich keinen Begriff von der



Phot. W. Hergert.

Auf seltenen Pfaden

unendlich beruhigenden Wirkung des Uferbildes. Restlos gibt man sich der Schönheit und erhabenen Stille der Natur hin. Unter überhangenden Silberweiden gleitet das Boot dem Schilf entlang inmitten zartblühender Wasserpflanzen. Girlanden üppiger Lianen, unter denen selbst Jungfernreben sich finden, streifen Kopf und Ruder. Behutsam, um nichts zu stören, fahren wir am rauschenden Schilfrohr, an blühenden Schwertlilien, roten Weiderichen und Weidenröschen vorbei. Fremdartige Froschlöffel und Igelkolben vervollständigen die Seltsamkeit. Rohrsänger rufen erstaunt, kleine Taucher hüpfen seitwärts in ihr Versteck, schnellende Wasserläufer gruppieren sich in stiller Bucht zum großen Tanze, graziös hüpfend und spielend uns auszuweichen, schillernde Libellen ziehen im Gleitflug über uns hin und lassen ohne Scheu sich auf das weiße Deck hernieder. Zwischen Baumkronen spiegelt die Sonne sich im klaren Wasser, und Scharen kleiner Fische tummeln sich wärmesuchend an der Oberfläche.

So gleitet Schönheit um Schönheit vorbei, die nur geschaut und geahnt werden darf, für die ein wissenschaftliches Zerpflücken Vermessenheit wäre.

Nur der Große darf es wagen, diese Natur sein eigen zu nennen. Fragt Goethe und Lenau darüber! Wir aber stehen als kleine Menschen beseligt bei der Herrlichkeit und Zaubermacht und sind beglückt, sie erleben zu dürfen. — —

Im Grunde der stillen Wasserbucht steht ein Erlenwald auf schlammig nassem Boden. Da sieht es aus, als hätten wir uns in einen tropischen Sumpfwald verirrt. Die Bäume stehen auf Stelzenwurzeln, wie das sonst die Mangroven tun. Atemwürzelchen hangen in Büscheln von Stämmchen und Stelzen frei herunter, weil der Schlammboden ungenügend für Luftzufuhr sorgt. Das ist nun wieder die richtige Gegend für Forschungen.

Seitwärts, auf trockenem Bord wird das Zelt aufgeschla-

gen, das als Laboratorium und Wohnung dient. Apparate, besonders für Lichtmessung und die Bodenuntersuchung werden bereitgestellt. Dann geht es an die Aushebung von Bodenproben und die langwierige Untersuchung ihrer Luft- und Wasserkapazitäten, denn diese beiden Eigenschaften sind ausschlaggebende Faktoren für die Verschiedenartigkeit der Entwicklung von Pflanzengesellschaften. Sie ergeben gerade hier, wo Uebergänge vom Erlenbruch zum Auenwald und dem Mischwald vorliegen, wertvolle Daten.

Inzwischen füllt sich Seite um Seite im Notizbuch mit Aufzeichnungen und Beschreibungen der verschiedenen charakteristischen Auenwaldarten. Eine fast fieberhafte Lust zum Forschen und Arbeiten packt dabei den Naturwissenschafter. Besonders groß ist die Freude, wenn neue Zusammenhänge zwischen Lebensfaktoren und der Pflanzengesellschaft oder, wenn eine bestimmte Form des Zusammenlebens der einzelnen Glieder eines Bestandes durch Beobachtungen in der Natur, ergänzt durch die Ergebnisse des Feldlaboratoriums, festgelegt werden können.

Wo die Außenfaktoren sich ändern, reagiert die Vegetation in ihrem Aufbau. Diesen Ursachen und Wirkungen nachzugehen, ist Aufgabe des Soziologen der modernen Botanik. Wir sehen daraus, wie diese Wissenschaft herzlich wenig mit der alten, idyllischen, oft aber auch sehr trockenen Blümchenbotanik zu tun hat!

* * *

Wenn der Abend in die Aue niedersteigt, und der Wald im tiefen Schweigen liegt, dann ist es noch der Schilf allein, der in die Nacht hinein weiterrauscht und wacht.

Wie oft hört' ich geheimnisvolles Flüstern — es war leisbewegter Schilf; unendlich tiefes Seufzen drang an mein Ohr, daß Wehmut mir die Brust preßte — es war leicht schwankendes Schilfrohr. —

Leise schreitet ein Lichtlein hinter Rohr und Binsen, — fällt — flackert — zittert und steht wieder auf — eilt scheu davon — hüpft empor — aufrecht steigt es hinan — und stirbt. Es war das Irrlicht.

Forschungen und Ferien sind vorbei.

Munter treibt mein Schifflein heimwärts auf leicht bewegtem Fluß. Vom Ufer grüßt ein Freundeslied.

Sechs Verse hielt ich fest:

„Es schlagen des Stromes Wellen
An meinen leichten Kahn;
Sie rauschen und tragen ihn weiter
Zum fernen Ozean.
Es schlagen des Schicksals Wellen
An meinen Lebenskahn.“[1]

— — —

Rudolf Siegrist.

---

[1] Aus einem Gedicht von August Stüssi.